

Der Gesellschafter.

Den 16. Februar

Beilage zum Nagolder Intelligenzblatt.

1847.

Württembergische Chronik.

Stand der Bevölkerung im Oberamtsbezirk Nagold am 3. Dezember 1846.

(Von dem königlichen Oberamt der Redaktion mitgetheilt.)

Die Resultate der Aufnahme der Bevölkerung auf den 3. Dezember 1846 im Oberamtsbezirk Nagold sind folgende:

I. bei der jährlichen Aufnahme der Bevölkerung:

1) Anzahl der Einwohner im vorigen Jahre	Männl.	Weibl.
	13950	14624
2) Zuwachs: a) Geborne	566	543
b) Heringezogene	146	224
	14662	15391
3) Abgang: a) Gestorbene	428	456
b) Hinausgezogene	263	315
	691	771
somit Summe der Bevölkerung —:	13971	14620

28591

II. Aufnahme der Ortsanwesenden für den Zollverein, zum Zwecke der Vertheilung der Zollrevenue:

1) Anzahl der Familien —:	6327.
2) Anzahl der Oberamtsanwesenden: Männl. Weibl.	
a) über 14 Jahren	8063 9303
b) unter 14 Jahren	4631 4765

Summe aller Anwesenden —: 26762

3) Anzahl der abwesenden Oberamts-Angehörigen	3098
4) Anzahl der im Oberamt sich aufhaltenden Fremden	1410

III. Aufnahme des Standes der Bevölkerung:

1) Anzahl der Oberamtsangehörigen	28418
2) Altersklassen: Männl. Weibl.	
a) unter 6 Jahren	2238 2313
b) von vollendetem 6. - 14. Jahre	2445 2492
c) " " 14. - 20. "	1638 1664
d) " " 20. - 25. "	1193 1380
e) " " 25. - 40. "	2915 3122
f) " " 40. - 60. "	2470 2749
g) " " 60. - 70. "	689 664
h) " " 70. - 80. "	220 170
i) " " 80. - 90. "	35 21
k) " " 90. - 100. Jahre	— —
und 1) über 100 Jahre	— —

28418

3) Familienstand: a) Verheirathete	8785
b) Wittwer	634
c) Wittwen	891
d) Geschiedene	62
e) Unverheirathete	18046

—: 28418

4) Kirchliches Verhältniß:

a) Christen:	
aa) Evangelische	26397
bb) Katholiken	1898
cc) von andern christlichen Religions-Parteien	18
b) Israeliten	105
	28418

Nachstehender Aufsatz wurde der Redaktion des Schwäbischen Merkurs von Herrn Wiesenbaumeister Häfener in Hohenheim zur Aufnahme übergeben, aber von ihr aus dem Grunde abgewiesen, weil schon mehrere Artikel diesen Gegenstand besprochen haben; da derselbe aber von allgemeinem Interesse ist, zugleich eine gründliche Widerlegung der Ansichten des Herrn M. Mohl enthält und von vielen Mitgliedern der Gauversammlung in Nottenburg gewünscht wurde, daß er veröffentlicht werde, so hält die Redaktion dieser Blätter es für eine besondere Ehre, diesen Artikel ihren Lesern mittheilen zu können.

Sie macht zugleich bei dieser Gelegenheit bekannt, daß diesem Artikel die Vorträge folgen werden, welche bei der Gauversammlung in Nottenburg gehalten wurden, so wie auch diejenigen, welche auf künftigen Gauversammlungen im Vaterlande gehalten werden, so daß dem längst allgemein ausgesprochenen Wunsche, ein Organ für die Gauversammlungen zu erhalten, hiemit entsprochen wurde.

Wiesen-Wässerungs-Frage.

(Als erstes und letztes Wort.)

Herr M. Mohl hat in No. 303 des schwäbischen Merkurs vom 11. November v. J. mir die unverdiente Ehre erzeigt, mich als den Verfasser des den obigen Gegenstand betreffenden, von Nottweil aus datirten Aufsatzes zu bezeichnen, und mich auf eine Weise in den Kreis seiner Diskussionen hineingezogen, daß ich mich der guten Sache weniger verpflichtet halten müßte, wollte ich den mir von dem ehrenwerthen Verichter des Gewerbewesens hingeworfenen Fehdehandschuh unberührt lassen und meine Ansicht nicht ebenfalls geltend zu machen suchen. Daß dieß dennoch aber so spät geschieht, hat seinen einfachen Grund darin, daß meine Dienstverhältnisse mir keineswegs gestatten, gleich einem Don Quixotte am Wege zu lagern und zu warten, bis es einem ehrenwerthen kampflustigen Ritter beliebt, eine Lanze mit mir zu brechen.

Von vorne herein möge es mir vergönnt seyn, mich dagegen zu verwahren, als ob ich die Absicht habe, den Wasserwerken und den dahin einschlagenden Gewerken im Allgemeinen den Krieg zu erklären; dieß ist keineswegs meine Absicht; ich halte im Gegentheile denjenigen Staat für den glücklichsten, in welchem die Produktion mit der Fabrikation und der Consumption im richtigen Verhältnisse steht. Nur unter dieser Voraussetzung wird ein Staat jene Stelle einnehmen, welche ihm Wohlstand, Sicherheit

und Ruhe im Innern, Achtung und Unabhängigkeit nach Außen sichern.

Ich halte es ferner im wohlverstandenen Interesse der Gewerbsthätigkeit, so wie nicht entgegen dem Aufschwunge der landwirthschaftlichen Kultur, dahin Fabriken zu verlegen, wo bedeutende Wasserkräfte und das erforderliche Brennmaterial vorhanden, und, wie im Unterlande, arbeitende Hände um billigen Preis immer zu haben sind, und es außerdem nicht an den zum Absatz der Produkte nöthigen Transportmitteln: guten Straßen, Eisenbahnen, schiffbaren Flüssen &c. mangelt, in solchen Gegenden dürfte denn auch der Anlegung von Fabriken ein glückliches Gedeihen prognosticirt werden. Keineswegs aber dürfte dieß von Oberschwaben und dem größten Theil von Württemberg, wo, wie dieß auch von Herrn Mohl zugegeben wird, außer der Wasserkraft die meisten übrigen dem Gedeihen der Fabriken förderlichen Agentien fehlen, anzunehmen seyn, insbesondere aber dürfte dort der Mangel arbeitender Hände der Errichtung von Fabriken noch lange entgegen wirken, denn in Oberschwaben ist keineswegs die von Herrn Mohl allgemein angenommene Uebersvölkerung zu bemerken. Nach Memminger beträgt die Bevölkerung Oberschwabens per Quadrat-Meile 2000 - 2400 Seelen, unterhalb der Weinsiege 12000 Seelen.

Daß wir bei dem Mangel der zur Errichtung von Fabriken nothwendigsten Mitteln nicht daran denken dürfen, mit den in dieser Beziehung reicher begabtern Engländern, Franzosen, Belgiern, Holländern, Preußen, Desterichern &c. in eine vortheilhafte Concurrenz zu treten, bedarf kaum einer nähern Erörterung.

Bezüglich einer für die nächsten 60 - 70 Jahren eintreten sollenden Bevölkerungszunahme von 1,500,000 Menschen, welche Herr Mohl uns mathematisch nachzuweisen im Stande seyn will, so kann solche wohl als Verhältnißzahl der jüngsten Ergebnisse konstatirt werden, allein gerade hier divergiren auch Theorie und Praxis am meisten. Auch der scharfsinnigste Kalkül ist doch immer nur, und so lange wir die Subtrahenden der Bevölkerungszunahme: Krieg, Seuchen, Auswanderung, Lebensweise &c. nicht nach bestimmten unveränderlichen Normen in unserm Kalkül aufzunehmen im Stande sind, auf Wahrscheinlichkeit gegründet und keineswegs geeignet, die wichtigsten Interessen eines Landes auf Jahrhunderte hinaus zu basiren.

Gegenwärtig steht die Population des Königreichs im Ganzen genommen keineswegs in einem nachtheiligen Verhältniß zu der Masse des kulturfähigen Bodens, am allerwenigsten aber können die Auswanderungen als der Maßstab einer Uebersvölkerung noch eines überhand nehmenden Pauperismus betrachtet werden, da nicht selten manche der Auswanderer mit nicht geringen Mitteln ihrer neuen Heimath entgegen zogen. Eine Uebersvölkerung könnte für Württemberg aber nur dann angenommen werden, wenn die zur Existenz erforderlichen Mittel nicht mehr vorhanden wären und vom Ausland bezogen werden müßten, nun aber überstieg noch vor Kurzem die Ausfuhr der nothwendigsten Lebensbedürfnisse: Vieh, Getreide, Holz, die Einfuhr um 4,829,519 fl., so wie nicht zu läugnen ist, daß, wie auf der schwäbischen Alp, noch vieles kulturfähige Land öde liegt und anderwärts wieder dem Lande durch Einföhrung eines besseren Wirthschaftssystems ein viel höherer Ertrag abgewonnen werden könnte. Aber auch angenommen, die Population nehme in dem von Herrn

Mohl angedeuteten Umfange zu, so dürfte es doch keineswegs schwer halten, den Beweis zu liefern, daß die Existenz dieser drei Millionen Menschen mehr in einem rationellen Betriebe der Landwirthschaft, als durch Beschäftigung in Fabriken gesichert erscheine, dieß auch dann noch, wenn wir uns auch alle Fabrikhaber als ehrliche, redliche, von humanen Gesinnungen gegen ihre Arbeiter durchdrungene Menschen denken, und nicht solche, welche den ohnedieß spärlichen Verdienst ihrer Arbeiter auf jedmögliche Weise zu schmälern und zu verkümmern suchen, wie dieß nach in öffentlichen Blättern enthaltenen Mittheilungen nicht ohne Beispiele ist, und immerhin halte ich es mehr im Interesse eines Landes und seiner Bewohner, einen Theil der letzteren auswandern und sich ein neues Vaterland suchen zu lassen, als denselben durch Geiß und Gemüth erlöthende Arbeiten in Fabriken, so lange dieselben überhaupt arbeitsfähig sind, ein kümmerliches Leben zu fristen, oder wenn durch eine der tausend Zufälligkeiten derartige Etablissements ihre Arbeiten einstellen, dieselben der Unterstützung ihrer vermöglicheren Mitbürger zu überweisen, und so vielleicht den Zündstoff zu Aufruhr und Empörung zu schaffen.

Wenn Herr Mohl unter Anderem die Behauptung aufstellt, daß jene drei Millionen Menschen sich nicht unmittelbar vom schlechten Wässerungsbeu zu ernähren im Stande sind, so pflichte ich demselben hierin vollkommen bei, doch müßte er als ehemaliger Zögling von Hohenheim, wenn er auch gerade kein Landwirth wäre, wissen, in welcher Wechselwirkung gute, nach richtigen Grundsätzen behandelte Wässerungswiesen zum Ackerbau stehen, müßte er wissen, daß nicht allein die größten Koryphäen der Landwirthschaft, sondern überhaupt jeder rationelle Landwirth gute Wässerungswiesen, wenn deren Umfang im gehörigen Verhältniß zum Ackerbau stehen, als die sicherste Stütze des letzteren betrachtet werden dürfen, und daß mit der Zunahme guter Futterstoffe sich, wenn auch nur indirekt, die Mittel, das Leben zu fristen, so wie den Wohlstand zu heben, mehren. Schon ein uraltes Sprüchwort sagt: Eine Kuh deckt viel Armutz zu. Hat der Arme — und für diesen müssen wir aus sehr nahe liegenden Gründen bei der prognosticirten Bevölkerungszunahme zuerst denken — jeder nur eine Kuh und ein Fleckchen Land, auf welchem er sich seine benötigten Kartoffeln bauen kann, so ist seine Existenz sicherer als durch Arbeiten in Fabriken begründet. Doch Herr Mohl hat sich im Voraus und in sehr absprechender Weise dadurch gegen diese und ähnliche Argumentationen zu sichern gesucht, daß er bewässertes Futter unier aller und jeder Besingung als schlecht, und diejenigen, welche dergleichen für den eigenen Gebrauch oder zum Verkaufe bauen, als irrationelle, oder in umschreibender Form, als betrügerische Wirthe bezeichnet. Wenn auch der allgemein ehrenwerthe Charakter des Herrn Mohl zu der Annahme berechtigt, daß derselbe nicht in bösslicher Absicht die gute Sache auf diese Weise verunglimpft, so ist doch unverkennbar, daß er seinem Urtheil über Bewässerungsfutter nicht einen den rationellen Erfahrungen in der Landwirthschaft entnommenen Maßstab angelegt, überhaupt übersehen hat, daß es die Aufgabe der verbesserten Wiesenkultur ist, eine Bewässerungswiese möglichst trocken zu legen, und derselben das Wasser nur dann zuzuföhren, wenn solche einer Besüchtigung bedarf. So wie es einen sehr unan-

doch keines-
daß die Eri-
in einem ra-
urch Beschäf-
ch dann noch,
ehrliche, red-
Arbeiter durch-
, welche den
uf jedmögliche
en, wie dieß
Mittelstellungen
ich es mehr
obner, einen
neues Vater-
heit und Ge-
ange dieselben
es Leben zu
Zufälligkeiten
en, dieselben
ger zu über-
Aufrubr und

Behauptung
sich nicht un-
ernähren im
n vollkommen
von Hoben-
wäre, wissen,
en Grund-
n zum Acker-
die größten
erhaupt jeder
wenn deren
stehen, als
rden dürfen,
sich, wenn
n, so wie den
ltes Sprüch-
th zu. Hat
s sehr nahe
bevölkerungs-
ab und ein
übigen Kar-
er als durch
er Mohl hat
weise dadurch
u sichern ge-
nd jeder Be-
e dergleichen
bauen, als
s betrügeri-
emein ehran-
Annahme bes-
sicht die gute
doch unver-
Terungsfutter
r Landwirth-
apt übersehen
senkultur ist,
legen, und
wenn solche
t sehr unan-

genehmen Eindruck hervorrufen mußte, daß Herr Mohl als ehemaliger Hobenheimer Zögling die Lehren der größten landwirthschaftlichen Geister des Jahrhunderts, eines Thaers, Schwerz u. unzustößen und seine eigenen, keineswegs auf eigene Erfahrungen gestützten Ansichten an deren Stelle zu setzen sucht; die gute Sache, weil Einzelne sie mangelhaft betreiben, im Ganzen als nachtheilig, das Streben, die fragliche Kultur zu verbessern, als schale Modesucht zu bezeichnen strebt, und den Regierungen u., welche im wohlverstandenen, von dem landwirthschaftlichen Publikum längst mit Dank anerkannten Interesse, diesen seitber so sehr vernachlässigten Kulturzweig zu beben bemüht sind, sein „Habt Acht auf Euch“ zuzurufen sucht. Herr Mohl spricht dem Wässerungsfutter allen Werth ab, hält es für kraftlos in der eigenen Wirthschaft und für eine betrügerische Waare auf dem Markt. Aber wenn ich auch zugeben wollte, daß, wie dieß wirklich der Fall ist, das auf Bergen gewachsene unbewässerte Futter mehr Nahrungstoff besitzt, als das in der Ebene auf Düngerriesen und auf Wässerungswiesen gewachsene Futter, so ist damit eigentlich nichts gesagt, wenigstens kann nicht aus demselben errahret werden, daß ein Futter, welches nur halb so viel Nahrungstoff enthält, als ein anderes auch nur halb so viel werth sey. In 6 Pfund Roggenbrod sind beiläufig eben so viel Nahrungstoffe enthalten, als in 24 Pfund gutem Wiesenheu. Gleichwohl aber wird es keinem, selbst dem beschränktesten Landwirth einfallen, eine Kuh statt mit 24 Pfund Heu mit 6 Pfund Brod füttern zu wollen, indem er recht gut weiß, daß das Thier außer den nährenden Stoffen auch noch eines den Magen ausfüllenden Stoffes bedarf, und welcher dann auch für ihn um so weniger werthlos ist, als die Abfälle der Thiere (der ihm unentbehrliche Mist) meist aus diesen Stoffen bestehen.

Nehmen wir aber auch an, die Nahrungstoffe trocken Bergwiesenheues verhalte sich zu den von Bewässerungswiesen wie 4 : 3, und es wäre der Heuertrag der ersteren per Morgen 10 Ctr., der letzteren dagegen 30 Ctr., so würden bei 50 Pfund Nahrungstoff der ersteren 500 Pfund desselben per Morgen producirt werden, während auf derselben Fläche nach dem obigen Verhältnis (4 : 3) Bewässerungswiesen 1125 Pfund desselben liefern würden, es ist also hier wieder der Vortheil auf Seiten des Wässerungsfutters. (Schluß folgt.)

Des Schloßbauers Bevele.

(Fortsetzung.)

Das Leben des Schloßbauern schien früher enden zu wollen als sein Prozeß. Der einst so starke Mann kränkelte und siechte; der lange verhaltene Gram und Aerger hatten wie ein Warm sein Lebensmark angefressen. Ost halbe Tage saß er in seinem großen Lehnstuhl und redete kein Wort, nur bisweilen redete er ein Paar unverständliche Worte mit seinem Hunde Mohrle, der, den Kopf auf seines Herrn Schooß gelegt, mit treuen Augen nach ihm aufschaute.

Bevele konnte nicht immer um den Vater seyn, und jetzt in seiner Krankheit fühlte er doppelt und dreifach, wie vereinsamt und abgeschnitten er von aller Welt war. Gerade wie es vielen Menschen ergeht, die, so lange sie gesund und glücklich sind, oft verlassen von Gott in den Tag hinein leben, wenn aber Krankheit und Unglück über

sie kommen, um so schmerzlicher nach Gott, ja sogar oft nach dem falschen Gott des Aberglaubens ringen: so erging es in anderer Weise dem Schloßbauer. Er hatte, so lange er gesund war, von den Menschen verlassen gelebt, und sich wenig darum bekümmert; jetzt wäre es ihm überaus lieb gewesen, wenn irgend einer, wer es auch hätte seyn mögen, mit ihm seine warme Stube getheilt hätte, und wenn sie sich gegenseitig nur hätten eine Prise Tabak bieten können. Der Schloßbauer legte sich in das Fenster und schaute hinaus, er hustete, wenn einer vorüber ging; aber Niemand grüßte, Niemand kam. Er machte dann immer wieder mißmutzig das Fenster zu.

Es war zwei Tage vor Neujahr, Bevele war mit der Magd am Rathhausbrunnen, um Wasser zu holen; es zwang sich absichtlich zu dieser groben Arbeit, weil es gehört hatte, daß die Leute im Dorfe sagten, es schäme sich einer solchen. Eben hatte es seinen Kübel voll gepumpt, da sagte die Magd: Guck, der do mit den doppelten Augen, des ist g'wiß der neu' Feldscherer. Ein modisch gekleideter Herr kam das Dorf herab, er trug eine Brille auf der Nase. Eben als er an den beiden Mädchen vorüber ging, nahm Bevele das Wasser auf den Kopf, aber durch einen unglücklichen Tritt glitt es auf dem Glatteise aus, fiel auf den Boden und ward ganz durchnaßt. Als Bevele sich wieder aufrichtete, stand der fremde Herr bei ihm, er reichte ihm die Hand und hob es auf, dann fragte er theilnehmend, ob es sich keinen Schaden gethan, es wäre gar gefährlich gefallen. Es lag so etwas Gutes in dem Ton seiner Worte, daß dem Bevele plötzlich gar wunderbar zu Muth wurde; es dankte herzlich und sagte, daß es sich nichts gethan; es ging weiter, der Fremde ging neben ihm. Ei, Sie hintenken ja! sagte der Fremde wieder, haben Sie sich den Fuß verrenkt?

Nein, ich hab einen kurzen Fuß, sagte Bevele, und trotz dem, daß es an allen Gliedern fro, schoß ihm doch Blut siedend heiß ins Gesicht. Es bedeckte sich mit der Schürze das Gesicht und that, als ob es sich abtrocknen wollte, und doch war die Schürze ganz durchnaßt. Der Fremde bemerkte nun, daß es kaum merklich hinkte; Bevele lächelte halb ungläubig, halb geschmeichelt darüber. Es war Bevele ganz eigen zu Muth, daß der Fremde immer so neben ihm her ging durch das ganze Dorf bis zu seinem Hause; aber auch dort trat er mit einigen Entschuldigungsworten ein, ohne eine Antwort darauf abzuwarten. Das Mohrle aber sprang plötzlich auf den Fremden los und hätte ihn gewiß nieder gerissen, wenn nicht der herbei gekommene Schloßbauer und das Bevele mit aller Macht abgewehrt hätten. Der Fremde verordnete nun für Bevele mancherlei Vorkehrungen gegen Erkältung, es mußte sich ins Bett legen, Thee trinken u.

Mittlerweile saß nun der Fremde, oder wie er eigentlich hieß, Eduard Brönner, bei dem Schloßbauer und plauderte behaglich mit ihm; kaum eine Stunde war vorüber, so hatte er die ganze Geschichte des Schloßbauern erfahren. Dieser gewann den Herrn Chirurgus Brönner schnell lieb, sprach aber so viel von der Brille, und fragte mehrmals, ob er diese immer nöthig habe, daß Brönner wohl merkte, dieses Gelehrten-Instrument sey ihm unangenehm. Er nahm daher die Brille ab und der Schloßbauer nickte ihm dafür freundlich zu, indem er sogleich bemerkte, daß er viel offener mit einem sprechen könne,

der sein Augenlicht nicht in einer Laterne stecken habe. Man klagte er auch sein körperliches Leid, und Brönner machte eine gar wichtige Miene, sagte: er wäre bis jetzt durchaus falsch behandelt worden, und verschrieb ein unfehlbares Mittel.

Brönner kam von der Zeit an fast jeden Tag in des Schloßbauern Haus. Jedes freute sich, wenn er kam, nur das Mohrle behielt seine Abneigung; es gab keinen Worten mehr Gehör, sondern mußte jedesmal ausgehoben werden, wenn Brönner da war. Eines Tages, als Brönner wegging, warf er unversehens dem Hund ein Stück Brod hin, aber der Hund ließ das Brod liegen und sprang nach dem Geber, als ob er ihn zerreißen wollte, und das Spruchwort, daß kein Hund ein Stück Brod von ihm nahm, bewahrte sich an Brönner buchstäblich.

Bevele aber nahm um so mehr die Schmeicheleien und schönen Reden Brönners an. Es zankte gar gewaltig mit der Magd, welche behauptete, der Brönner habe nur einen Rock, denn er kam Sonntags und Werktags in demselben; es schalt das Mädchen dumm und erklärte, daß das bei den Herren-Leuten so wäre. Bevele saß oft dabei, wenn Brönner mit dem Vater über allerlei sprach, und es freute sich jedesmal, wenn dem Vater die Ansichten Brönners gefielen und er sie geschweigt nannte, wie wenn er selber das gesagt hätte. Der Schloßbauer süßte sich auf das von Brönner verordnete Mittel zufällig etwas besser, und nun sprach dieser oft davon, daß er eigentlich ein besserer Doktor sey, als der Pöbikus, daß aber das Gesetz ihm die Ausübung verbiete. Er schalt dann auf die Herren, die da meinen, nur einer, der viel Bücher im Kopfe habe, wäre geschweigt; die Praxi (wie er es nannte) mache den Meister; ein Bauer, der die Welt kennt, verstände oft mehr von der Regierung, als alle Minister und Landvögte, und so sey es auch meistens bei der Medizin, die Praxi mache den Meister. Indem er nun so, zufällig oder absichtlich, Wahres und Falsches unter einander mischte, gewann er die Zuneigung des Schloßbauern immer mehr, der sich in seinen Lieblingsansichten immer mehr bestarrt sah. Auch des Prozeßes nahm sich Brönner an; er bestärkte den Schloßbauer in seinem Vorjabe, nun endlich auch wie seine Gegenpartie zur Besserung seine Zuflucht zu nehmen. Brönner hatte den geschweigten Gedanken, daß man seine Gegenpartie übertreffen und Gold geben solle.

Damals in der guten alten Zeit konnte kein Rechts-handel ohne Schmierale fertig werden, und die Beamten nahmen dieß ohne Scheu an.

Als der Brönner eines Abends aus des Schloßbauern Haus wegging, gab ihm Bevele das Geleite bis unter die Thür; da standen sie noch eine Weile bei einander. Brönner faßte die Hand Beveles und sagte: Bevele, Sie sind ein liebes Mädchen und gar nicht wie ein Bauernmädchen; Sie sind auch viel zu fein für ein Bauernmädchen, und haben so viel Verstand, wie irgend eine in der Stadt.

Bevele sagte zwar, er wolle es nur foppen, aber innerlich gab es ihm doch recht. Er küßte dann die Hand Beveles und nahm Abschied, indem er höflich seinen Hut vor ihm abzog. Bevele stand noch lange unter der Thür und blickte gedankenvoll drein, ein heiteres Lächeln schwebte auf seinem Antlitz; die höfliche und doch so gutberzige Art Brönners hatte ihm gar wohl gefallen. Dann ging es singend die Treppe hinauf, und als es die große Sup-

penküßel fallen ließ, lachte es überlaut. Es kam ihm heute Abend Alles so lustig vor, daß es keine trübe Miene machen konnte, es ging noch spät in den Keller und holte den Knechten heimlich eine Flasche Obstwein; sie sollten auch einmal mitten in der Woche vergnügt seyn.

Das Verhältniß zwischen Brönner und Bevele ging nun mit Riesenschritten vorwärts.

Ein neues, durch das lange Harren fast unerwartetes Ereigniß, brachte frische Lust und Freude in des Schloßbauern Haus; die Nachricht war angekommen, er habe endlich seinen Prozeß gewonnen. Die Gegenpartie war in Nottenburg gewesen, und der Landvogt hatte ihnen offen und doch verblümt gesagt: Des Schloßbauers Fuchse haben Eure Schimmele überritten. Trotz dem der Schloßbauer nicht ausgeben konnte, zog er doch sein Sonntagskleid an und saß vergnügt in seinem Stuhle und schüttete dem Mohrle einen ganzen Hafen Milch in sein Morgenjuppe. Er schickte sogleich Boten nach Melchior und Agathe, sie sollten kommen und sich mit ihm freuen man sagte ihm nicht, daß das Agathe todtkrank darnieder lag. Auch nach Brönner wurde geschickt, und dieß war der Einzige, der zum Schmause kam. Der Schloßbauer saß bis tief in die Nacht hinein und trank und lachte und scherzte, manchmal wurde er auch trüb, er wünschte sich nur, daß seine „Alte“ das auch noch mit erlebt hätte, und er trank ein volles Glas zu ihrem Andenken. Man mußte den Ueberfröhlichen, der schon auf dem Stuhle halb eingeschlafen war, endlich zu Bette bringen.

Fortf. folgt.

Nagold. — Brod-Surrogat betreffend. — Schon im Jahr 1817 kam ein Bierbrauer auf den eben so einfachen als glücklichen Einfall, ob der Malzteig bei der damaligen Brodtheuerung nicht etwa noch zur menschlichen Nahrung, und namentlich zum Brodbacken, mit besserem Nutzen verwendet werden könnte. Er ließ sogleich Versuche anstellen. Der Erfolg war, daß 10 Pfund von jenem Teig, 1 Pfund Hefen (Sauer Teig), 5 Pfund einzügiges Backmehl und eine Hand voll Salz 13 Pfund schwarzes, aber schmackhaftes und nahrhaftes Brod, nach der Herausnahme aus dem Ofen kalt gewogen, geliefert haben. Zu bemerken ist, daß die 5 Pfund Backmehl hinreichend waren, dem Malz- und Sauer Teig die hinlängliche Consistenz zum Brodbacken zu geben. Das Hinzuthun des Wassers ist zu vermeiden, weil sonst mehr Backmehl erfordert wird. Der Teig von Braunbier ist brauchbarer, wie jener von dem Weißbier, nur etwas brauner. Der eine wie der andere muß aber bald zum Backen verwendet werden, weil er gern in eine säuerliche Gährung übergeht. Diese Verwendung des Malzteigs ist dermal von großer Wichtigkeit und der Erfinder hat sich dadurch um seine Mitmenschen verdient gemacht. Ein Sud Bier von ungefähr 5 Scheffeln hat nach den bisherigen Proben 120 bis 160 Pfund, auch bei sorgfältiger Behandlung hie und da etwas mehr von jenem Teig geliefert. Der Versuch, die Treber des Biers zur wohlfeilern Brodbereitung zu benutzen, wurde allenthalben mit glücklichem Erfolge wiederholt. Das Urtheil der Sachkenner ist dahin ausgefallen, daß dieses wohlfeilere Brod, wie es aus jenem Versuch hervorgegangen, in unsern theuern Zeiten zweckmäßig, nahrhaft und verdaulich für den Magen der arbeitenden Menschenklasse, nicht aber für Kinder und schwächere Weibspersonen sey. R.....